Michael Schmitt

Literatur und Kritik – Kanon oder Gespräch?

Ein prekäres Gewerbe

Literaturkritik kann vieles sein oder zumindest wollen, sie ist deshalb, je nach Blickwinkel mal Anmaßung, mal Dienstleistung bei der Vermittlung von neuen Büchern, aber für viele Journalist:innen schlicht auch ein prekäres Gewerbe. Sie ist ein hybrides Ding, egal in welchem Medium – ob Zeitung, Zeitschrift, Radio, Fernsehen oder Internet. Sie galt mal, und das ist sehr lange her, als eine Königsdisziplin der essayistischen Kulturkritik. Sie war lange Zeit auch ein Weg über Erfolg oder Nicht-Erfolg von Büchern beim Publikum zu entscheiden. Das alles wird ihr heute gerne bestritten.

Sie hat aber nach wie vor ihren Platz in überregionalen deutschsprachigen Medien, und wenn heute darüber gesprochen wird, dass dieser Platz immer weniger wird, dann ist auch das eine Frage des Blickwinkels: Gemessen an den fetten Jahren deutscher Medien und Medienkonzerne in den 1990er Jahren ist der Platz deutlich weniger geworden – und die Honorare für die Journalist:innen fallen bescheidener aus. Aber wer in ein Archiv eintaucht, um sich Artikel aus den sechziger Jahren anzuschauen, stellt schnell fest, wie stattlich der Umfang der Feuilletons heute dennoch ist: Damals umfasste das Feuilleton auch in bedeutenden Zeitungen oft nur eine Seite, für alles, für Theater, Kino, Bücher und Meinung. Und es gab auch nicht so viele TV- und Radiosender, die eigene Programme zur Literatur ausstrahlten. Die Zahl der veröffentlichten Bücher war damals allerdings auch deutlich kleiner als heute – und der ganze Betrieb der Vermittlung zwischen Autor:innen, Verlagen, Buchhandel und Leser:innen tickte ein bisschen langsamer.

Gleichgeblieben ist dennoch vermutlich bei den meisten, die sich der Literaturkritik im engeren Sinne widmen, ein gewisses Ethos: Nach besten Kräften die Spreu vom Weizen zu trennen. Aber auch darin steckt ein wenig Hybris oder Größenwahn, denn es gibt immer viel zu viele neue Bücher, um diesen Markt wirklich überblicken zu können.

Schlagzeilen und Krisengefühle

In den vergangenen eineinhalb Jahren hat es an Meldungen darüber nicht gefehlt, dass in manchen deutschsprachigen Medien wieder einmal Plätze für die Berichterstattung über Literatur, für Literaturkritik oder journalistische Befassung mit Literatur abgeschafft worden sind, zumindest aber gefährdet waren. Im Fernsehen etwa ein Literaturmagazin beim Norddeutschen

© 2021 Litrix.de

Rundfunk; im Radio beim Westdeutschen Rundfunk die Buchbesprechungen im Morgenprogramm. So etwas sorgt stets für Schlagzeilen, etwa für Mahnungen in Sachen öffentlich-rechtlicher Auftrag – und jedes Mal bedeutet es unbestreitbar weniger Aufmerksamkeit vor allem für neue Bücher und eine Gefährdung der Existenzgrundlage von Autor:innen genauso wie von freiberuflichen Kritiker:innen und Journalist:innen, die aus Ethos und aus Notwendigkeit Vielleser sind, die also genau das können, was Literaturkritik überhaupt erst möglich macht: Vergleichen, um dann auch bewerten zu können.

Auch im Segment überregionaler Zeitungen lassen sich solche Entwicklungen beobachten, die sind privatwirtschaftlich organisiert, müssen also noch mal ganz anders auf Umsatz und Gewinn achten, kämpfen schon lange gegen schwindende Auflagen im Druck, gegen konkurrierende Angebote im Internet.

Gleichzeitig wird man in vielen der Länder, in denen das Goethe-Institut vertreten ist, oft auch hören, dass es dem deutschsprachigen Feuilleton im Vergleich zu anderen Kulturräumen doch gar nicht so schlecht gehen kann – bei so vielen überregionalen Medien, die regelmäßige Literaturformate oder Literaturseiten pflegen. Auch das lässt sich nicht bestreiten, vor allem, wenn man über die engeren Grenzen Deutschlands hinausschaut: Was etwa die österreichischen Tageszeitungen an Rezensionen von neuer Belletristik nicht stemmen können, das bieten Süddeutsche Zeitung, Frankfurter Allgemeine, Die Zeit oder Die Welt – im Gegenzug verbuchen die Österreicher und die Schweizer auf der Haben-Seite die einzigen deutschsprachigen wirklich informativen Zeitschriften für Kinder- und Jugendliteratur (1000und1 Buch bzw. Buch und Maus) – und das alles ist leicht erreichbar und zusammengenommen weit mehr als ein Einzelner bewältigen kann.

Dennoch wird gerne eine „Krise“ beschworen, wenn über Ort und Sinn und Wirkung von Literaturkritik gesprochen werden soll – man sollte das auch niemandem verdenken, denn für „Weltuntergangsstimmungen“ haben prekär lebende Existenzen und Kunstsinnige nun mal ein ausgeprägtes Sensorium – oft genug auch aus sehr guten Gründen.

Kritik und Zeitgeist

Es gilt aber auch ein ganz anderer Satz: „Kulturpessimismus ist schlecht für die Augen.“ Diese eher launige Bemerkung stammt von Wieland Freund, aus dem Jahr 2011 – sie steht im Heft 122/1 der Zeitschrift „Neue Rundschau“ (S. Fischer Verlag, FFM 2011, S. 14), die damals gerade ihr 120-jähriges Bestehen gefeiert und eine Reihe von Literaturkritiker:innen gebeten hatte, die berühmt-berüchtigten, mittlerweile auch schon 100 Jahre alten dreizehn Thesen von Walter Benjamin zur „Technik des Literaturkritikers“ wieder zu lesen, sie zu kommentieren oder sie zu aktualisieren.

© 2021 Litrix.de

Die erste These lautet: „Der Kritiker ist Stratege im Literaturkampf“ – darin steckt viel Pathos, darin steckt auch die ideologisch-politische Instrumentalisierung, für die man Literatur und Literaturkritik in Dienst nehmen kann. Wenn man es gut mit Benjamin meint, steckt darin zudem sowohl eine hohe Meinung von der Bedeutung der Literatur wie von der Literaturkritik. Man bemerkt jedoch sofort auch, wie sehr sich solche Einordnungen und Zuschreibungen intellektuellen Moden, auch außerliterarischen Einflüssen verdanken oder ihnen gar unterworfen sind.

In dem genannten Heft der „Neuen Rundschau“ (S. 8) hat Helmut Böttiger das so auf den Punkt gebracht:

„Das war (…) der Sound der Zeit, und der hört sich heute nur einfach anders an. Dem ‚Strategen im Literaturkampf‘ der Weimarer Republik entspräche jetzt ungefähr die Forderung, dass in einem literarischen Text unbedingt Markennamen vorkommen müssten. Oder das Diktum, dass es keine Trennung zwischen E- und U-Kultur mehr gebe. Das ist halt die Münze, mit der man gerade zahlt.“

Dieses Zitat ist nun auch schon wieder zehn Jahre alt, und man kann daran feststellen, wie schnell die Zeit vergeht und zentrale Aspekte sich wandeln. Die Markennamen als Ausweis für die Aktualität und Relevanz von Literatur, haben noch viel mit der Tradition der Pop-Literatur zu tun. Die Frage nach ernster oder unterhaltender Literatur versucht seit Ewigkeiten, ein elitäres Kulturverständnis mancher Kreise zu untergraben – wobei um 2010/2011 deutlich spürbar auch schon die schwindende Dominanz klassischer Medien im großen gesellschaftlichen Gesprächszusammenhang mitspielt, weil im Netz Blogs, Leser:innen-Rezensionen und amazon-Kundenkommentare hinzugetreten sind und viel beachtet werden.

Aber die Lakonie von Helmut Böttiger hat durchaus eine positive Seite: An den vorrangigen Leitideen der Literaturkritik in den gängigen Medien kann man – und konnte man immer schon – bis zu einem gewissen Grad die gesamtgesellschaftliche Diskussions-Temperatur messen. Der Blick auf die Bücher, auf die neuen wie auf die älteren, die vielleicht wieder aktuell erscheinen, ist nicht vom jeweiligen Blick einer Gesellschaft auf sich selbst zu trennen. Vielleicht geht es bei all diesem Wandel daher auch gar nicht um Aufstieg und Verfall, sondern nur um eine Art von kultureller Evolution, um einen Prozess nie endender Bespiegelung einer Gesellschaft und ihrer Literatur im Gespräch über sich selbst und mit sich selbst.

Auch derzeit wieder, und ein überschaubares, aber geradezu prototypisches Beispiel dafür hat die Shortlist des Leipziger Buchpreises in der Kategorie Belletristik im Frühjahr 2021 vor Augen geführt.

© 2021 Litrix.de

Sprachkunst und Repräsentation

Diese Shortlist wurde am 13. April verkündet und benannte in der Sparte Belletristik fünf Bücher, vier von Schriftstellerinnen, eines von einem Schriftsteller: Iris Hanikas „Echos Kammern“ (Droschl), Judith Hermanns „Daheim“ (S. Fischer), Friederike Mayröckers „da ich morgens und moosgrün. Ans Fenster trete“ (Suhrkamp), Helga Schuberts „Vom Aufstehen“ (dtv) und Christian Krachts „Eurotrash“ (Kiepenheuer & Witsch).

Vor nicht allzu langer Zeit hätte man darin vielleicht im deutschsprachigen Zusammenhang einen erkennbaren Fortschritt in Sachen Emanzipation sehen und feiern können – nach der Devise: Frauen gewinnen im Literaturbetrieb an Raum. Die Diskussion um diese Liste im Jahr 2021 aber weist umgehend in eine ganz andere Richtung. Am folgenden Tag kommentiert Dirk Knipphals (taz vom 14. April) diese Liste bei allem Respekt vor der Qualität dieser fünf Bücher als eine Art der Abschottung vor aktuellen gesellschaftlichen und literaturbetrieblichen Debatten. Er würdigt die Arbeit der Jury unter dem Gesichtspunkt „Auswahl sprachlicher Kunstwerke“ als gelungen, sagt aber sogleich, dass sie an allem vorbeiführe, was im Frühjahr 2021 wichtiger sei. (Nominierungen für Leipziger Buchpreis: Jury macht Schotten dicht) Denn Debatten um Bücher, als Debatten um gesellschaftliche Missstände, seien um ganz andere Themen geführt worden: um Klassismus oder beispielsweise um einzelne Bücher wie Sharon Dodua Otoos Roman „Adas Raum“ (S. Fischer) oder Mithu Sanyals Roman „Identitti“ (Carl Hanser), also um die Ausgrenzung ökonomisch unterprivilegierter Teile der Bevölkerung, um Fragen der Repräsentation und gesellschaftlichen Teilhabe von People of Colour, um offenen und latenten Rassismus, um Fragen von intersektionaler Diskriminierung.

Während in der bundesdeutschen Gesellschaft noch heftig darüber diskutiert wird, dass Frauen in Führungspositionen aller Orten unterrepräsentiert sind, dass sie schlechter bezahlt sind und die Frage der Verbindung von Kinderbetreuung und Berufstätigkeit noch weitgehend ungeklärt ist, spielt Emanzipation als Zugang von Frauen zu ersehnten Listenplätzen im Kulturranking keine so eindeutige, quotenmäßige Rolle mehr – neue Aspekte haben eine Verlagerung des Interesses bewirkt.

Die Romane der Shortlist widmen sich derweil keinen irgendwie harmlosen Themen: Judith Hermanns „Daheim“ ist als Geschichte einer Frau in mittleren Jahren durchdrungen von aktuellen Themen des gesellschaftlichen Miteinanders oder auch des drohenden Klimawandels. Helga Schuberts „Vom Aufstehen“ pendelt zwischen ihrer befreiten Gegenwart und dem Leben in der DDR, erinnert an kulturelle Milieus, die von der Stasi unterminiert waren und an grundsätzlichen Streit um das richtige Verhältnis von Schriftstellerinnen und Schriftstellern zum SED-Staat. Und Christian Krachts „Eurotrash“, in manchem eine Variation seiner bisherigen literarischen

© 2021 Litrix.de

Themen, lässt sich auch als Kritik an einer Welt lesen, in der Geld alles zu sein scheint.

Dirk Knipphals bleibt dennoch nicht allein mit seinen Anmerkungen – am 22. April, eine Woche später, folgt auch noch ein „Offener Brief zum Preis der Leipziger Buchmesse“ (auf Deutsch und auf Englisch) mit einer langen international wirkenden Liste von Unterzeichnenden, in dem Kernaussagen von Knipphals wiederholt und um Verbesserungsvorschläge für den Literaturbetrieb erweitert werden. (Offener Brief zum Preis der Leipziger Buchmesse) Auch dieser Brief würdigt die Qualität der Jury-Auswahl, die ja gemäß Statuten nur deutschsprachige Bücher auswählen darf – die Unterschriftenliste, darauf macht Felix Stephan am selben Tag in der SZ aufmerksam, aber reicht weit über den deutschen Sprachraum im engeren Sinne hinaus, es sind viele Germanist:innen und Literat:innen aus dem angloamerikanischen Raum darunter, und das bedeutet, es werden nicht nur andere Themen eingefordert, sondern auch der Kreis der Diskutierenden ist gegenüber Debatten, wie man sie früher gekannt hat, deutlich erweitert und alle reagieren viel schneller. (Rassismus? Preis der Leipziger Buchmesse in der Kritik)

Fordern und Fördern

Eingefordert wird ein relativ breites Spektrum von Maßnahmen, die in Zukunft positiv wirken sollen: mehr gezielte Stipendien, Diversität als selbstverständliches literarisches Thema für Juror:innen, eine Überprüfung der Zugangswege im Literaturbetrieb auf allen Ebenen, um einer weißen Dominanz entgegenzuwirken, dazu auch neue Lektüreprogramme in Bildungseinrichtungen, die sich einer diverser gewordenen Welt anpassen und nicht nur eine „cis-heteronormative Ordnung“ spiegeln.

Das sind Vorschläge, die dem ähneln, was im Frühjahr 2021 weltweit auch beim Streit um die Übersetzungen des Gedichts „The Hill We Climb“ von Amanda Gorman eingeklagt worden sind. Bei dieser Auseinandersetzung lief das oft darauf hinaus, geteilte Erfahrungen als ein entscheidendes Kriterium für die Eignung für eine Übertragung zu erklären und spezifische Fähigkeiten im Umgang mit der Sprache, in die ein Text übertragen werden soll, demgegenüber zurückzustufen. In dem offenen Brief zum Leipziger Buchpreis geht es nicht um eine solche Zuspitzung, sondern vor allem um die Bedingung der Möglichkeit einer Literatur, die in Zukunft besser zu repräsentieren vermag, wie vielfältig die deutschsprachige Kultur und Gesellschaft sich heute darstellt. Das ist ein Unterschied – aber kein alles entscheidender Unterschied. Auch der „Offene Brief“ legt nahe, dass das sprachliche Kunstwerk, vielleicht sogar die Kanonbildung durch Kritik und Jury-Arbeit, gegenüber Repräsentation und offeneren Zugangswegen für eine Literatur von Minderheiten ein wenig zurücktreten sollten. Eine spezifische

© 2021 Litrix.de

traditionelle Aufgabe der Literaturkritik wird dadurch massiv in Frage gestellt – ein Selbstverständnis, das häufig beschworen wird, wenn es dem Sinn von Literaturkritik als begründetem Qualitätsurteil an den Kragen geht. Dabei greifen allerdings Kunstsinn und Besitzstandswahrung gerne auch ineinander, wenn es etwa heißt, Bücher und Leser:innen hätten mehr verdient als ein reines Empfehlungsgewerbe, Kritik sei wichtig, weil sie Neuerscheinungen in einen Rahmen aus Tradition, gesellschaftlichen und ästhetischen Koordinaten einordnen könne, und Literaturkritik sei Lobbyarbeit für die Vielfalt der Welt. Wenn hervorgehoben wird, dass eine komplexe Welt auch komplexe Bücher brauche, die vorgestellt werden müssen, dass Literaturkritik daher ein immer neues aufklärerisches Projekt sei – und vielleicht sogar selbst nichts Geringeres als selbst auch wieder Literatur … (Dazu mehr: Warum-brauchen-wir-literaturkritik)

Es sind Spielarten einer „reinen Lehre“, die damit ins Feld geführt werden, die so rein aber vielleicht nie gegolten haben. Denn die literarische und mediale Welt war nie so wie die „reine Lehre“ es erfordern würde: Kritik war nie das Gegenteil des Literaturbetriebs, Kritik war immer schon Beruf, Teil eines journalistischen Gewerbes, das auf Umsatz und Zahlen zielt, bei dem es auch um die lauteste Stimme, also um das Ego geht. Positiv gewendet: Um die Subjektivität der Kritisierenden, die den Schriftstellerinnen und Schriftstellern auf Augenhöhe begegnen möchten – und nicht als Parasiten der Kultur, wie das der Essayist und Literaturtheoretiker George Steiner mal genannt hat.

Hinzu kommt, wie eng Kritik und Betriebsamkeit in den vergangenen Jahrzehnten durch Festivals und Lesereisen miteinander verflochten worden sind. Wie oft Kritiker:innen und Schriftsteller:innen daher mittlerweile gemeinsam plaudernd auf einem Podium sitzen, um ein neues Buch vorzustellen. Das verändert den Umgang miteinander, schafft Nähe, wo idealerweise künstlerische und analytische Distanz angebracht wäre. Es hat die Literaturkritik auch zunehmend schwerer unterscheidbar von anderen Formen der Befassung mit Literatur gemacht. Denn nicht jede Debatte im Betrieb war oder ist eine Debatte um literarische Qualitäten; oft, mittlerweile fast durchgehend, geht es um gesellschaftspolitische Positionierungen. Daran beteiligen sich Kritiker:innen gerne und viel, aber das ist Journalismus; in solchen Situationen ist die Kritik als Auseinandersetzung mit dem sprachlichen Kunstwerk vielleicht gar nicht gefragt.

Neue Kompetenzen zur Beurteilung einer neuen Literatur

So etwas spielt sich möglicherweise im Moment wieder ab. Im literarischen Feld werden neue Ansprüche auf eine ungewohnt rigorose Weise geäußert, und das geht mit einer genauso rigorosen Bewertung der bestehenden Strukturen und Rekrutierungsformen einher. Eigentlich selbstverständliche Anforderungen werden neu formuliert, vor allem auch gruppenspezifisch neu

© 2021 Litrix.de

definiert. Befeuert u.a. von identitätspolitischen Impulsen werden der gewohnten Betriebsamkeit die Zuständigkeit und die Kompetenz bestritten, sich mit den Interessen von gesellschaftlichen Gruppierungen und mit deren Literatur angemessen beschäftigen zu können.

Seit etwa fünf Jahren lässt sich das immer deutlicher erkennen, eine Literatur, die sich mit Fragen von Migration, Rassismus, Integration in der deutschen Gesellschaft beschäftigt und von Betroffenen geschrieben wird, tritt mit einer neuen Wucht und einer neuen Schärfe auf. Dabei dürften die unsäglichen Debatten um die Aufnahme von Flüchtlingen aus Syrien und Afrika seit 2015 eine Rolle spielen, sicher auch die Ausstrahlung der Black Lives Matter- oder der #MeToo-Bewegung. Diese Literatur und ihre Wortführer:innen wenden sich mit neuen Theorien und neuen Erzählmustern an ihre Leser:innen. Signal-Charakter dürfte etwa der Sieg von Sharon Dodua Otoo beim Bachmann-Wettlesen 2016 in Klagenfurt gehabt haben, oder die ersten Veröffentlichungen von Senthuran Varatharaja. Auch das erste Buch von Shida Bazyar, „Nachts ist es still in Teheran“ (Kiepenheuer & Witsch), ist 2016 erschienen. Hinzugekommen sind die Bücher von Jackie Thomae, „Brüder“ (Hanser Berlin, 2019) oder von Olivia Wenzel, „1000 Serpentinen Angst“ (S. Fischer, 2020) – nicht zuletzt Anthologien wie „Eure Heimat ist unser Albtraum“, 2019 herausgegeben von Fatma Aydemir und Hengameh Yaghoobifarah (von ihr auch: „Ministerium der Träume“, Blumenbar 2021), oder die Rede von Sharon Dodua Otoo in Klagenfurt im vergangenen Sommer mit dem Titel: „Dürfen Schwarze Blumen malen?“

Und nun eben, im Frühjahr 2021, die neuen Bücher zu „Klasse und Kampf“, als Anthologie von Christian Baron ediert (Ullstein, 2021), der bitterböse-spöttische Roman von Shida Bazyar „Drei Kameradinnen“ (Kiepenheuer & Witsch, 2021) und die umfangreichen Werke von Sharon Dodua Otoo, „Adas Zimmer“ (S. Fischer, 2021) oder von Mithu Sanyal, „Identitti“ (Carl Hanser, 2021) – in denen entweder die Unterdrückung schwarzer Frauen in der Geschichte der Neuzeit geschildert wird oder die Frage nach Zugehörigkeit und Nicht-Zugehörigkeit von Menschen mit dunklerer Haut in einer Gesellschaft gestellt wird, die sich selten Rechenschaft darüber abgibt, wie „weiß“ und damit ausgrenzend sie tatsächlich wirkt. Neu an dieser Literatur ist auch, wie sich in solchen Büchern mittlerweile Problemlagen miteinander vermischen und dadurch noch an Wucht gewinnen.

Aktivismus und Literatur

Damit hängt vielleicht zusammen, wie verwirrend die Situation derzeit erscheinen kann. Es gibt in Deutschland aus guten Gründen eine sehr differenzierte Auseinandersetzung – auch in erzählender Form – mit dem Nationalsozialismus oder auch mit dem aktuellen Rechtsradikalismus, aber es gibt keine nennenswerte Tradition, die etwa einem Phänomen entsprechen

© 2021 Litrix.de

könnte, das vor zwanzig, dreißig Jahren im angelsächsischen Sprachraum als „The Empire Writes Back“ beschrieben werden konnte und Autoren wie Ben Okri oder Salman Rushdie und viele andere erfolgreiche Schriftsteller:innen als Phänomen beschreiben wollte. Es gibt auch keine Tradition, die derjenigen der afroamerikanischen Literatur entsprechen könnte – die frühen Romane von Emine Sevgi Özdamar oder Aras Ören oder die „Kanak Sprak“ von Feridun Zaimoglu bauen nicht auf Erfahrungen von vergleichbar harter Unterdrückung auf wie die klassischen und neuen Bücher afroamerikanischer Autor:innen, die derzeit – oft Jahrzehnte verspätet – ins Deutsche übertragen werden.

Die Literaturwissenschaftlerin Christine Lötscher hat jüngst anlässlich der Auseinandersetzungen um Amanda Gorman noch einmal darauf hingewiesen, wie entscheidend der Wille ist, sich Gehör zu verschaffen – das sei der eigentlich grundlegende politische Akt, der vollzogen werden müsse. (Zähne ziehen. Literatur und Legitimation) Vielleicht erleben wir derzeit gerade das auch wieder in der deutschsprachigen Literatur, eben in den Büchern der genannten jüngeren Generation farbiger, zugewanderter, oft aber schon im Lande geborener junger Menschen. Vielleicht ist es derzeit nicht die Stunde, über jedes einzelne Werk als sprachliches Kunstwerk zu urteilen, sondern das Zusammentreffen all dieser Phänomene eher als ein begleitendes Gespräch zu einer nachholenden intellektuellen Modernisierung in unserer Gesellschaft zu betrachten.

Man weiß es ja nie so genau im gelebten Moment: aber wahrscheinlich ist Offenheit in der Auseinandersetzung, in Formen wie in Inhalten, derzeit das, was die Literaturkritik und der Literaturbetrieb hierzulande nicht nur aushalten, sondern auch kultivieren müssen. Demnächst wird man dann vielleicht auch wieder mehr über „sprachliche Kunstwerke“ sprechen können, um etwa zwischen aktivistischen Interventionen einerseits und literarisch herausragenden Bücher andererseits zu unterscheiden.

Michael Schmitt, Dr. phil., geboren 1959 in Trier, Historiker und Germanist. Ab 1985 im Buchhandel tätig, dann als freier Lektor und Journalist, seit 1993 als Redakteur bei ZDF/3sat, seit 1995 als Literaturredakteur für 3sat-Kulturzeit. Freier Kritiker für NZZ, SZ und DLF, Jury-Arbeit für den Deutschen Buchpreis, für den Wilhelm Raabe-Literaturpreis, für den James Krüss-Preis, die Kranichsteiner Jugendliteraturstipendien und die "Besten 7 Bücher für junge Leser".

© 2021 Litrix.de